



«Ich, ein Sprachbewahrer? Sicher nicht!» Sprache müsse sich wandeln können, betont Christian Schmid. Fotos: Peter Leutert

«Mir stinkts» – Christian Schmid über sein neues Buch, Wortgefechte und Dialektliebhaber

Sprachfossilien mit Knalleffekt

■ **Andrina Wanner**

az Christian Schmid, welche Redewendung ist Ihnen die liebste?

Christian Schmid Mir gefallen die Redensarten, hinter denen sich eine grosse Geschichte auftut. *Das geht uf ke Chuehut* zum Beispiel – dahinter steckt eine ganze Kulturgeschichte, die bis ins Mittelalter zurückgeht. Oder *Öpperem e Choorb gää*, auch so ein schönes Beispiel.

Die fünfzig Redensarten, die Sie in Ihrem neuen Buch versammeln, scheinen willkürlich gewählt. Wie ist die Auswahl zustande gekommen?

Das ging tatsächlich mehr oder weniger nach dem Zufallsprinzip. Wenn mir eine

Redewendung über den Weg läuft, die ich gerne untersuchen will, geht es erst einmal darum, ausreichend viele Quellen zu finden als Materialbasis, auf die sich eine Geschichte aufbauen lässt. Es kann sein, dass sich nichts ergibt – weil die Quellenlage fehlt oder die Herkunft nicht eindeutig belegt werden kann. Zeige, wo *Baartli dr Moscht holt* ist so ein Fall, der mich schon lange beschäftigt. Es gibt viele Erklärungsversuche – alle erfunden. Denn eindeutig beweisen, woher die Wendung wirklich kommt, konnte bisher niemand.

Ärgert es Sie, wenn Sie der Herkunft einer Redewendung partout nicht auf die Spur kommen?

Ja klar! (*lacht*) Wenn man etwas wissen möchte, aber nicht erklären kann, bleibt das – wie man so schön sagt – wie ein Stachel im Fleisch zurück. Das gilt auch für einzelne Wörter. Mein Vater zum Beispiel sagte immer, wenn er müde war: *I bi kniibel*. Ich habe keine Ahnung, woher dieses Wort kommt, wirklich – keinen blässen Dunst. Da bleibt eine gewisse Irritation zurück.

Wie gehen Sie auf der Suche nach den Ursprüngen einer Redewendung vor?

Redensarten zu erklären, verstehe ich als offenes Verfahren. Ich erkläre sie auf der Grundlage meines Wissensstandes, anhand der gefundenen Belege – es kann also sein, dass in ein paar Jahren jemand

einen ganz anderen Weg findet oder eine ältere Quelle.

Viele Sprachatlanten und Lexika sind heute in digitalisierter Form zugänglich – das ist ein riesiger Vorteil. Bei meinen Recherchen gehe ich immer von der Mundartform aus, weil die Redensarten ja meistens aus dem sogenannten Volksmund kommen. Aber nicht nur – einige stammen aus den Schreibstuben der Gelehrten: *Ds Ching mit em Baad usschütte* zum Beispiel. Oder sie sind sogar seit der Antike belegt: *Mir hocken alli im gliiche Boot* wird schon in einer Schrift Ciceros erwähnt.

Viele Redensarten sind alt – Fossilien in einer sich stetig wandelnden Sprache. Warum benutzen wir sie trotzdem noch?

Redewendungen haben einen gewissen Charme – anders kann man es gar nicht sagen. Sie sorgen für Aufmerksamkeit. Das Paradebeispiel ist hier wiederum *Das geht uf ke Chuehut*. Der Ursprung dieser Redensart – Kirche, Teufel, Sünde, das Schreiben auf Pergament – hat absolut nichts mehr mit unserer Lebenswelt zu tun, trotzdem verwenden wir die Wendung seit Hunderten von Jahren.

Auch wenn wir Wörter wie Häftlimacher gar nicht mehr kennen?

Es ist sicherlich so, dass Redensarten eher verloren gehen, wenn man das zentrale Wort, auf dem sie basieren, nicht mehr versteht. Dazu gibt es einen seltsamen Fall: *Öpperem e Bär ufbinde* – diese Wendung verbinden heute alle mit dem Tier. Aber ursprünglich hatte sie damit überhaupt nichts zu tun. Eine *bär* oder *ber* meinte im Mittelalter eine Bürde, eine Last. Das Wort verschwand irgendwann. Und was machten die Leute? Sie übertrugen dieses heimatlos gewordene Wort in ihre Erfahrungswelt und aus *bär* wurde *Bär* – eigentlich völlig absurd.

Was macht eine erfolgreiche Redensart aus?

Man muss sie sofort verstehen. *Gib Gaas!* ist ein gutes Beispiel: Die Wendung kommt aus der Fliegersprache des 1. Weltkriegs und hat sich von dort ausgebreitet. *Es isch gnue Höi dunger* ist in der Deutschschweiz entstanden und hier sehr geläufig, kann-

te sich aber kaum über die alemannischen Sprachgebiete ausbreiten. Redensarten entstehen selten isoliert, sondern meistens in einem grösseren Zusammenhang, damit sie breite Verwendung finden. Lokale Redewendungen haben es schwieriger. Das zeigt sich an Berner Wendungen wie *Es isch mer so zwüsche Wohlen u Üetlige* – es geht mir so lala, zwischen Wohl und Übel. Eine Sprachspielerei also. Oft geht es schlicht um den reinen Sprachwitz ohne komplizierte Deutung.

Sind Redensarten «nur» besonders blumige und spielerische Formen des sprachlichen Ausdrucks oder steckt mehr dahinter?

Ich kann mir gut vorstellen, dass man früher Redensarten verwendet hat, um zu zeigen, wie gebildet man war. Es steckt ein gewisser Spieltrieb dahinter. Man kann mit Redensarten ganz elegant fechten – sie sind sozusagen das Florett der Sprache. Vor allem Autoren, die im 16. und 17. Jahrhundert für ein breites Publikum geschrieben haben, benutzten oft und gerne Redensarten, weil sie ihr Lesepublikum erst erziehen mussten. So erklärt es zumindest ein Forschungsansatz. Die Menschen konnten noch nichts mit abstrakten Begriffen anfangen, also übersetzte man diese in konkrete Bilder. Luther ist ein typischer Fall: Er schrieb für die gewöhnlichen Leute und prägte viele Redewendungen.

Es geht also um die bildliche Umschreibung eines abstrakten Sachverhalts?

Unsere Sprache funktioniert stärker über Bildlichkeit, als wir meinen. Sie ist ein zentraler Faktor. Es gab eine Zeit, als behauptet wurde, Redensarten seien eingetrocknete Floskeln mit festgeschriebenen Bedeutungen. So hat man Redewendungen aber nie verstanden. Das Zentrale ist die Bildlichkeit im Sprachverstehen, und in diesem Zusammenhang sind Redensarten unerhört einflussreich.

Sie funktionieren wunderbar, auch wenn sie heute sicherlich weniger zur Anwendung kommen als noch in der frühen Neuzeit. Damals waren geschriebene Texte gespickt mit Redensarten.

Christian Schmid

Der Autor und Mundartspezialist Christian Schmid wurde 1947 als Grenzwächtersohn in Rocourt (JU) geboren. Nach einer Ausbildung zum Chemielaboranten studierte er Germanistik und Anglistik und promovierte in Basel. Bekannt wurde er durch seine Mundartsendung «Schnabelweid» auf Schweizer Radio DRS. Heute lebt er mit seiner Frau in Schaffhausen.

Die Vernissage seines neuen Buches «Mir stinkts» (Cosmos-Verlag) findet am 14. Oktober im Rahmen des ersten Mundartfestivals in Arosa statt. Und am 24. November ist Christian Schmid mit seinem Buch im «Haus zur Gewesenen Zeit» in Diessenhofen zu Gast, zusammen mit dem Gitarristen Christoph Greuter. (aw.)

Und heute nicht mehr?

Der Gebrauch scheint zurückzugehen, weil ein grosser Teil der geschriebenen Sprache sie nicht mehr verwendet. Aber in der gesprochenen Sprache werden sie nach wie vor gerne gebraucht. Obwohl man früher einen viel grösseren Redensartenschatz aktivieren konnte, als das heute der Fall ist. Einer der letzten Autoren, der in Redensarten richtiggehend geschwommen ist, war Jeremias Gotthelf. Heute ist das anders: Sobald wir einen Stift zur Hand nehmen, scheinen wir die Redewendungen zur Seite zu schieben – mit einer Ausnahme: Die Journalisten wissen um den Knalleffekt von Redensarten. Kommt eine solche im Titel vor, ist die Aufmerksamkeit der Leser gesichert.

Wie ist Ihr Interesse an der Sprache gewachsen? Gab es einen Impuls?

Den gab es: Ich wuchs als Grenzwächterkind in der Ajoie auf und erinnere mich, dass ich mich mit dem Nachbarn um Wörtern gestritten habe. Ich fand etwa das Wort *Hufeisen* viel treffender als das französische *fer à cheval* – weil man es schliesslich an den Huf schlug und nicht irgendwo sonst ans Pferd. Und meine Mutter vermittelte mir ihr gutes Sprachgefühl. Sie liebte den Dialekt, hat wohl ihr Leben lang mehr

«Gotthelf schwamm nur so in Redensarten»

Mundart gelesen als Schriftdeutsch und kannte viele Verse.

Während meines Studiums begann die Sprache eine immer grössere Rolle zu spielen. Nach meiner Promotion begann ich beim Sprachatlas der Deutschschweiz zu arbeiten, wo sich ein festes Fundament bilden konnte. Ich war während dieser Zeit der *Chübeli-Schmid*, weil ich alle Karten zum Thema «Gefässe» verfasste und damit ständig hausierte (*lacht*). Danach kam ich zum Radio als Spezialist für Mundart und war bald einmal mit der Sendung «Schnabelweid» gefordert. Sie machte mich zum Geschichtenerzähler über Sprache, was sich heute in meinen Büchern weiterzieht.

Was macht ein Buch über Redewendungen lesenswert?

Es ist doch seltsam: Man benutzt Redensarten, ohne zu wissen, woher sie kommen. Wie man Wörter benutzt, ohne ihren Ursprung zu kennen. Aber das muss man auch nicht, denn so funktioniert Sprache. Man muss ihre Ursprünge nicht kennen, sondern nur, wie man sie gebraucht. Mit meinen Geschichten – ich verwende jetzt ein grosses Wort – erlöse ich die Leser aus ihrem Nicht-Wissen. Das tut den Leuten augenscheinlich wohl.

Ist es also gut, wenn man sich für die eigene Sprache interessiert und sie nicht nur benutzt?

In der Deutschschweiz mögen wir alle unsere Mundart so sehr, dass wir über sie reden, egal ob die Zuhörer es hören wollen oder nicht. Ich formuliere es zugespitzt: Wir sind an den Dialekten so weit interessiert, als wir sie selber sprechen und gerne hören. Sobald es um Literatur, um geschriebene Mundart geht, die man auch noch selber lesen soll, hört diese Erotik auf. Wir wollen immer gleich zum Sinn vorstossen und keine Arbeit aufbringen für die Überwindung der Schriftbarriere.

Und weil wir das Lesen von Mundarttexten nicht gewohnt sind, lassen wir es lieber. Es ist jedoch so, dass man an einer Sprachform, die beweglich gehalten werden soll, arbeiten muss. Sonst versteift und versimpelt sie. Auch die deutsche Standardsprache ist nur so gut, als sie ständig kritisiert, diskutiert und weiterentwickelt wird.

Was heisst das für die Deutschschweizer Dialekte?

In einer globalisierten Welt bräuchte es die Dialekte eigentlich nicht mehr. Denn es gibt heute keine einsprachigen Dialekt-sprecher mehr, wie mein Götti einer war, der nichts verstand, wenn jemand mit ihm Hochdeutsch sprach. Unsere Bindung zum Dialekt ist heute affektiv. Das muss man sich klarmachen. Deshalb ist es bemerk-

wenswert, wie gut es unseren Dialekten noch geht. Wie gesagt: Rein pragmatisch gesehen bräuchte es sie nicht mehr.

Aber warum ist uns die Mundart trotzdem noch so wichtig?

Für viele ist es die erste Sprache, die sie hören und lernen. Unsere Muttersprache geben wir nicht einfach so auf. Die Sprachsituation in der heutigen Schweiz ist absolut erstaunlich. Sie existiert in einer grossen Vielfalt, auch wenn diese tendenziell

abnimmt. Wir vergessen gerne, dass die Notwendigkeit, Dialekte zu gebrauchen, bei uns relativ schwach ist.

Wir könnten uns auch genauso gut ohne sie durchschlagen. Ich formuliere es einmal negativ: Dass wir Mundart sprechen, behindert uns noch nicht in unserer kommunikativen Welt. Die affektive Bindung zum Dialekt ist noch so gross, dass wir ihn behalten möchten. Wenn das einmal nicht mehr der Fall sein sollte, wird die Mundart langsam verloren gehen.

Nützt es der Mundart, dass in den sozialen Medien heute vermehrt Formen der Verschriftung ausprobiert werden, die sich mehr oder weniger an der Standardsprache orientieren?

Ob es ihr gut tut, weiss ich nicht. Aber letztlich ist das ja wieder die Erotik eines anarchischen Systems. Warum sollte man also Regeln aufstellen? Es ist doch schön, wenn man diese Freiheit ausnutzen kann – was in der Schweiz allerdings zu wenig passiert. Man scheut sich davor, neue Schriftsysteme zwischen dem Standard und der Mundart auszuprobieren.

Ich bin ehrlich gesagt ein wenig enttäuscht über unsere Haltung gegenüber den Sprachformen, über unser Sein in diesem Sprachgarten. Es haben sich Meinungen festgefahren: Die Hochkultur blickt – auch in der Schweiz – nach wie vor auf die Mundart herab.

Sind Sie ein Sprachbewahrer?

Nein. Ein klares Nein. Bewahren? Um Gottes willen, bitte nicht. Unsere Mundart hat genau eine Funktion: Sie hilft uns, in der Welt, in der wir leben, problemlos zurechtzukommen. Eine andere Funktion hat sie nicht. Das ist ein Traktat, das ich immer wieder predige. Bewahren gehört nicht zu einer Sprache. Diese muss sich wandeln.

«Dialekte bräuchte es eigentlich nicht mehr»



Den Redensarten auf der Spur: Viele Sprachatlanten und Lexika sind mittlerweile auch in digitalisierter Form verfügbar – das erleichtert Christian Schmid's Arbeit enorm.